



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Zwölfte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gründliche Lächeln auf den unbeweglichen Zügen, während die Stimme des Japaners in ein kaum hörbares Raunen überging.

„Wir werden vor dem Bundesobergericht beweisen, daß wir keine Mongolen sind; dann kann man uns das Bürgerrecht nicht mehr versagen, — und dann können wir in Kalifornien trotzdem soviel Land kaufen wie wir wollen.“

Ich kann Ihnen erklären, wie es zu der Annahme jener obidösen Bill gekommen ist. Erstens sind die kalifornischen Farmer und Landarbeiter neidisch auf uns, weil wir besser und schneller arbeiten können als sie. Zweitens aber sind wir die Figuren in einem politischen Schachspiel, das zwischen der gegenwärtigen Regierung zu Washington und Mr. Johnson, dem Gouverneur von Kalifornien, gespielt wird. Johnson, der Freund und Parteigenosse Roosevelts, wünscht den neuen Präsidenten Woodrow Wilson bei jeder passenden Gelegenheit in Mißkredit, in Situationen zu bringen, aus denen schwer herauszukommen ist. Es ist klar, daß wir armen Japaner die Werkzeuge jener politischen Intrige sind, die sich zwischen Sacramento und Washington abspielt.

Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten! — Japanische Armeen in Zivil in Honolulu und Kalifornien? — Davon weiß ich gar nichts;“ — und der vorher so mitteilsame Japaner hüllt sich in unerforschliches Schweigen. Die Sphinx von Nipon sitzt vor dem weißen Manne auf dem Schaukelstuhl in Kalifornien!



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Zwölfte Fortsetzung)

Während dessen trabten die Junker unter Herrn von Wenkendorffs Führung durch die Nacht. Die weiche Akerkrume dämpfte das Geräusch des Hufschlages. Stumm ritt man dahin.

„Muß Mäggi gerade morgen mahlen wollen!“ brummte der Freiherr, als er mit seiner Kavalkade am Bache angelangt war.

Das Wasser war gestaut und, während es sonst ein harmloses Rinnsal war, das man bequem durchwaten konnte, floß es jetzt tief und breit durch die Wiesen.

„Es geht den Säulen bis an den Hals, wollen wir es wagen?“

Waldemar von Nehren, dessen ausdruckslosem semmelblondem Gesicht man so viel Temperament nicht zugetraut hätte, sprengte zuerst hinein. Das Wasser

schlug über ihm zusammen. Schnaubend und zitternd kloss das verängstigte Pferd, nicht gewohnt, solche Hindernisse zu nehmen, aber sofort wieder am selben Ufer hinauf und war weder durch Güte noch durch Gewalt zu einem neuen Anlaufe zu bewegen.

„Also zurück und über den Krug!“ kommandierte der alte Freiherr. In gestrecktem Galopp ging es über den Sturzacker der Landstraße zu.

Da fielen plötzlich in ihrem Rücken Schüsse und veranlaßten sie, die Pferde herumzureißen.

„Das sind unsere Drei!“ rief einer der Junker. „Zu Hilfe!“ Und ohne die Zustimmung des Führers abzuwarten, fegten sie in der Richtung der Schüsse zurück. Die mehrten sich jetzt, und nicht lange — da waren auch Stimmen zu unterscheiden. Ganz deutlich vernahmen die Reiter ein militärisches Kommando. Sie zügelten ihre Pferde und blickten fragend ins Dunkel.

„Das sind die Dragoner!“ jubelte Waldemar von Mehren. „Sie haben die Kerls eingekreist. Und Manteuffel ist dabei. Ich erkenne seine Stimme!“

Wieder stiebt die Gänle los, und schon nach wenigen Minuten konnten sich die Junker in die Schützenlinie einreihen, die der Bande den Feldweg nach Borküll verlegt hatte.

Zwischen Lادن und Losbrücken rief Manteuffel dem alten Wentendorff zu: „Evi ist mit Burkhard bei den Pferden. Dort hinter dem Strohschober!“

Es war, wie er gesagt hatte.

Im Schutze des hochgetürmten Strohhaufens war Burkhard abgeseßen und bewachte mit Evi die Pferde.

In abgerissenen Sätzen erzählte sie dem Vater ihre Erlebnisse. Sie hatte über die Mauer das Feld erreicht und war im weiten Bogen den Reitern entgegengerannt, die nach ihrer Berechnung auf dem Heimweg sein mußten.

„Wir hätten sie bald überritten!“ fiel Burkhard ein. „Sie hat uns aus der Patsche gezogen. Wir machten sofort kehrt und holten die Dragoner, die wir gottlob noch im Kruge vorfanden. Es sind fünfzig Mann unter einem Leutnant. Kurz vor der Brücke haben wir die Bande gestellt. Wenn es nicht so verdammt dunkel wäre, hätten wir sie längst aufgerieben!“

Ein wilder Schrei auf der Seite des Feindes unterbrach seine Worte.

„Es wäre mir lieber, wenn es ohne dieses Blutbad abgegangen wäre!“ sagte Herr von Wentendorff ernst. „Das schürt den Haß und macht nur Märtyrer! Und du Nichtsnuß —“ wandte er sich zu Evi, „mußt endlich feste Sandare angelegt bekommen. Deine Schwestern und der gute Sandberg sind in Todesangst um dich! Morgen früh bringen wir dich nach Reval!“ Damit zog er sie an sich und ließ sie lange nicht von seinem Herzen.

Immer weiter nach Sternburg zu drang die Linie der Schützen vor, wie aus den Schüssen zu erkennen war.

„Lieber Burkhard! pürschen Sie sich ran und geben Sie meine Bitte weiter, das Feuer einzustellen. Es hat nicht viel Zweck in dieser stockfinsternen Nacht.“

Zur Befriedigung des alten Herrn verebbte das Feuer auch bald und die Mannschaften sammelten sich. Als einer der letzten kam Manteuffel an. Er hatte sein Taschentuch um die blutige Hand gewickelt, was seine Fröhlichkeit aber nicht im geringsten dämpfte.

„Wie die Hasen sind sie in den Wald gerannt. Ich war ihnen dicht auf den Fersen. Der Kerl auf dem Pferd hat noch in letzter Minute dran glauben müssen!“

Der Dragoneroffizier trat herzu: „Das war die erste richtige Schlacht in diesem Feldzug! Sechs Mann fehlen mir. Wir müssen Fackeln schaffen!“

„Das einfachste ist: wir schicken nach Sternburg. Es ist nur eine halbe Stunde bis dahin!“

„Ah — Herr von Wenkendorff selbst?“ fragte der Offizier und schlug flirrend die Hacken zusammen. „Eigentlich wollten wir gestern abend schon bei Ihnen sein. Hol der Teufel den Kerl, der uns in die Irre geführt hat! Duer durch den Wald ging es, wir mußten schließlich absteigen, so dicht wurde das Unterholz, und wir waren froh, als wir schließlich beim Krug von Borküll rauskamen!“

„So haben Sie doppelten Nutzen gestiftet: Sternburg und Borküll sind gerettet!“

Des Freiherrn Hand tastete nach der des Offiziers, was bei der Dunkelheit nicht gerade leicht war. Man begrüßte sich herzlichst.

Von Sternburg her kamen jetzt Leute mit Laternen über das Feld.

„Das wird Sandberg sein!“ frohlockte Evi und rief seinen Namen in die Nacht.

„Ja, Sandberg behält immer seinen Kopf. Er wird sich den Zusammenhang schon gedacht haben!“ meinte der Vater und setzte sich mit den anderen in Bewegung, um den Lichtern entgegenzureiten.

Der Förster war es nicht, sondern Doktor Schlosser mit einem halben Duzend Bauern aus dem nahen Dorf.

„Ich bin vor einer halben Stunde erst nach Hause gekommen — ahnungslos, daß hier Mord und Totschlag ist. Was — Evi! Du hier? Und Herr von Wenkendorff zu Pferde?“

„Sie kommen wie gerufen! Es gibt Arbeit für Sie. Hier — Herr von Manteuffel blutet und sechs Dragoner liegen irgendwo in der Nacht.“

Unter Führung des Offiziers begann man jetzt den Kampfplatz abzusuchen. Man rief und bekam Antwort. Ein Verwundeter nach dem anderen wurde herangebracht.

„Gottlob, bis jetzt nur Fleischwunden!“ sagte Doktor Schlosser, der hinter dem Schober bei dem Licht weniger Laternen ein fliegendes Lazarett eingerichtet hatte. Die Junker opferten bereitwilligst ihre Taschentücher und Hemden, und eine Staffette sprengte nach Sternburg, um Tragbahren und richtiges Verbandzeug zu holen. „Bringen Sie Sandberg mit, Herr von Nehren. Und

auch die Mädels. Es sind geübte Samariterinnen!" rief Herr von Wenkendorff dem Reiter nach.

Jetzt schleppten die Soldaten einen gefallenen Feind heran. Sie hatten ihn, schwer ächzend, unter seinem Pferd, einem Schimmel, hervorgezogen und lehnten ihn ins Stroh.

„Der rote Reiter!" riefen die Junker aus einem Mund. Neugierig traten sie herzu und sahen ihm ins totenbleiche Gesicht.

„Wo mag er her sein? Er saß famos zu Pferde!"

Ein anderer meinte: „Der Kerl hat Mut gehabt! Schade um den hübschen Burschen!"

Doktor Schloffer riß ihm die Weste auf und untersuchte ihn: „Eine Quetschung des Brustkorbs!" Vorsichtig machte er einige Atemübungen mit ihm. Da richtete sich der Mann halb in die Höhe und ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde. Seine Augen öffneten sich starr und blickten suchend in die Finsternis. Dabei ließ er sich mit ersterbender Stimme vernehmen:

„Mu Isamaa, mu armas isamaa!"

Dann drehte er sich wie unter einem Krampf zur Seite und verschied.

Erschüttert standen die Junker im Kreise und folgten unwillkürlich dem Beispiel der Soldaten, die nach russischer Sitte ihre Mützen abgenommen hatten.

Der rote Reiter blieb der einzige Feind, den man fand, obwohl sicher mehr als einer gefallen war. Sie mußten ihre Verwundeten und Toten mit auf die Flucht genommen haben.

Der Zug setzte sich in Bewegung und marschierte auf Sternburg zu, nicht ohne unterwegs nach weiteren Verwundeten zu forschen.

„Ich habe derweil bei der alten Lio gefessen!" erzählte Doktor Schloffer. „Die Rosenhofer Gärtnersfrau liegt noch immer im schlimmen Fieber. Aber jetzt ist sie, glaube ich, über den Berg."

„Das ist gut!" Herr von Wenkendorff seufzte erleichtert auf. „Wir hätten den Posten sonst noch oft auf der Rechnung gefunden!"

Nach einer Weile sagte er: „Ich begreife Sandberg nicht, daß er so lange auf sich warten läßt. Er müßte uns längst entgegengekommen sein!"

Der Morgen dämmerte bereits im Osten, als sich die kleine Schar der Krieger Sternburg näherte. Auf dem Hofe herrschte das rege Treiben des beginnenden Alltags. Aber heute tuschelten die Mägde und Knechte eifrig miteinander, und als der Gutsherr bei ihnen vorüberritt, grüßten ihn bestürzte Miene und verstörte Gesichter.

Das Herrenhaus lag wie verlassen.

„Wo sind die Mädels — wo ist Sandberg?"

Da ließ sich endlich Ebba sehen und trat zum Vater. So leise ihre Worte waren — Cvi hatte sie trotzdem verstanden:

„Sandberg?!" schrie sie auf und stürzte in des Vaters Zimmer.

Dort auf dem Divan lag der junge Förster mit geschlossenen Augen, und neben ihm kniete Edith, die ihm das Blut von der Stirn gewaschen hatte.

In wildem Schmerz warf sich Evi über ihn und preßte schluchzend ihr Gesicht an seine Brust.

„Herr von Nehren hat ihn gefunden,“ berichtete Edith.

„Er hatte sich bis ans Hofstor geschleppt und war dort ohnmächtig zusammengebrochen. Eben war er für eine kleine Weile erwacht und hatte nach Evi gefragt.“

„Doktor!“ sagte der alte Wenkendorff mit Tränen im Auge: „Retten Sie mir den Jungen!“

Schlosser entfernte die Kompresse behutsam von der Stirn des Verwundeten: „Ein Kopfschuß!“ Er pfiß bedenklich vor sich hin.

Dann faßte er Evi bei den Schultern: „Mädel, geh jetzt! Beruhige dich. Dein Weinen schadet deinem Sandberg ja nur!“

Aus tränenüberströmten Augen blickte Evi zu dem Doktor auf: „Lassen Sie mich hier!“ Als sie seine abwehrende Geste sah, glitt sie zu seinen Füßen nieder und umfaßte seine Knie: „Bitte, bitte, Herr Doktor! Ich will ganz still sein. Ich werde Ihnen helfen — nur schicken Sie mich nicht fort!“

Da baten auch die Schwestern für sie, und Doktor Schlosser ließ sie gewähren.

Noch zwei lange Stunden dauerte der Kampf, den hier Liebe und Wissenschaft gegen den Tod führten. Was war über Nacht aus dem wilden, impulsiven Kind geworden?

Mit stillwaltender Fürsorge und Zartheit ging sie dem Arzt zur Hand, sah ihm an den Augen ab, was er brauchte und wich ihm nicht von der Seite.

Als um acht Uhr morgens der Tod eintrat, ohne daß Sandberg noch einmal zum Bewußtsein erwacht war, kam die alte Evi wieder zum Vorschein.

Ihr Schrei gellte durch das Haus, und als der Vater bestürzt herbeigeeilt kam, wurde er Zeuge eines leidenschaftlichen Ausbruchs ohnegleichen.

„Ich geb dich nicht her!“ rief Evi und bedeckte das Gesicht des Toten mit ihren Küffen. „Ich bin schuld an allem. Ich hab das weiße Eichhörnchen erschossen! Du lebstest heute noch.“

Lieber Sandberg, wach auf — du schläfst ja nur — sprich doch zu mir! Sag doch nur einmal noch zu mir: meine kleine Wildkaze! Schilt mich! Ach wäre ich doch nicht aus dem Haus gerannt — dann könnte ich dir jetzt sagen, wie lieb ich dich hab, wie rasend lieb! Mein Mann sollst du werden — hörst du, Sandberg?“

Wimmernd brach sie zusammen und mußte ohnmächtig von den Schwestern aus dem Zimmer getragen werden.

Doktor Schlosser reichte dem Freiherrn die Hand und preßte sie mit langem Druck: „Die Stimme des Bluts!“ sagte er.

\*

\*

\*

In Borküll ahnte man nichts von den Ereignissen der letzten Nacht.

Wolff Joachim wunderte sich am Morgen, daß die Dragoner sich nicht sehen ließen, die er im Krug rastend getroffen hatte. Als er erfuhr, daß sie in der Richtung nach Sternburg abgezogen seien, hatte er nur ein leichtes Bedauern dafür. Das Zusammensein mit dem Kameraden wäre ihm eine angenehme Zerstreuung gewesen. Nun war er um einen Partner beim Kartenspiel gekommen.

„Ich werde auf Sternburg anrufen, ob da was los war.“ Selbst die gestörte Verbindung erweckte ihm zunächst keine Bedenken: „Mit solchen Bubenstreichen muß man rechnen!“

Da fiel ihm ein, was ihm der alte Wenkendorff auf die Seele gebunden hatte. Er mußte ja heute Gericht halten.

Im Wohnzimmer traf er mit Mara und dem Maler zusammen, die früher als er aufgestanden waren. „Habt Ihr eigentlich niemals auf Carla Verdacht gehabt?“ fragte er die Schwester. „Auf Sternburg nennt man ihn als Täter. Ich werde mir den Hallunken langen!“

„An Ihrer Stelle würde ich ihn mir durch Milde verpflichten!“ sagte Madelung. „Liebevoller Vorstellungen würden Ihnen die Herzen sicher bald zurückgewinnen.“

„Eine großartige Idee!“ Wolf Joachim schlug sich auf die Schenkel: „Ich werde den Leuten eine Tüte Bonbons versprechen, wenn sie artig sind!“

Mara lachte herzlich auf.

Seit dem Spiritusbrand hatte der Maler bei ihr an Einfluß verloren, wie sehr er sich auch um sie bemühte.

„Wir müssen ganz förmlich sein!“ war ihre Forderung. „Die Familie ist sowieso schon aus dem Häuschen — wir wollen die Verwirrung nicht noch vermehren. Ich sage Ihnen dann später, wie es mir ums Herz ist, später, wenn man wieder an sich selber denken darf.“

Sie hatte tatsächlich keine Zeit zu Sentimentalitäten. Frau Pastor Lannebaum hatte sich von dem Schrecken des Überfalls noch nicht erholt und konnte sich nicht um ihre vielen Kinder kümmern. Mara nahm ihr die Aufgabe ab. Auch die Mutter beanspruchte sie alle Augenblicke. Sie war nervöser und elender denn je.

Der Maler nörgelte über solche Geschäftigkeit und benahm sich, wenn er allein war, vertraulich wie ein richtiger Verlobter. Aber Mara kam täglich mehr zu der Einsicht, daß ihre Phantasie in den Mann Eigenschaften hineingelegt hatte, die er nicht besaß, andererseits hatte sie in ihrem Verlangen nach Verständnis über Schwächen hinweggesehen, die ihr jetzt unangenehm auffielen. Sie lehnte deshalb vor sich selber die Konsequenzen jenes Rauschzustandes in des Malers Zimmer ab. Um so eigensinniger zog sie Madelung in den Kreis seiner Überlegungen: „Wenn wir erst verheiratet sind!“ war sein Lieblingswort. „Du gehst mit mir nach Deutschland und wir legen dort den Grundstein zu der künftigen idealen Gemeinschaft der neuen Menschen!“

Bei solchen Worten hatte Mara dieselbe Empfindung, wie an jenem ersten Morgen, als sich der Maler im Park von ihr verabschiedete. Nur daß sie den eisernen Ring, den sie damals bei seinem Händedruck so kalt und zwingend empfand, jetzt zusammenschauernd um ihr ganzes Wesen geschlossen fühlte. Aber in ihrer mitleidigen Güte ließ sie den Maler von ihrer inneren Wandlung nichts merken. Sie blieb freundlich, doch vermied sie jedes längere Alleinsein mit ihm.

In dieser Morgenstunde war Madelung ganz besonders verstimmt, nicht über den Witz von der Bonbontüte, sondern über Maras lautes Lachen. Wenn überhaupt jemand, so war es dieser herrische Junker, gegen den es galt, die Fahne ihrer heimlichen Schwurgenossenschaft hochzuhalten.

„Zuckerbrot und Peitsche sind die Symbole für veraltete Regierungsprinzipien!“ sagte Madelung überlegen.

„Na — und Ihre neue Weisheit, was hat die für ein Symbol? Für mich ist sie ein Brechmittel!“ erwiderte Wolff Joachim brüsk.

Er legte die Serviette auf den Tisch und stand auf: „Schwamm drüber, es gibt wichtigere Dinge. Schwärmt also weiter! Ich gehe jetzt und hole mir die Reitpeitsche für diesen Carla!“

Das Gerücht von dem nächtlichen Kampf bei Sternburg war durch Bauern längst zu den Hofleuten gedrungen und schürte die heimliche Erregung, die seit dem ersten Streikversuch unter ihnen gärte.

Die Bauern hatten im Dorf auch von dem Tod des Bandenführers, des roten Reiters, gehört. Er hatte in der Revolution eine ziemliche Rolle gespielt und war von der estnischen Bevölkerung als Held gefeiert worden. Ganze Sagen von seiner Kühnheit und seinen Streichen gingen im Lande um.

Als Wolff Joachim die Brennereiarbeiter zusammenrief, fiel ihm der offensichtliche Grimm auf, mit dem sie seinem Ruf widerwillig und langsam folgten. Sein Zorn steigerte sich:

„Ich verlange von euch, daß ihr mir heute den Schuft nennt, der neulich den Spiritus angesteckt hat. Ich kenne ihn genau!“ fügte er drohend hinzu, und sah Carla mit durchdringendem Blick an, die Reitpeitsche biegend. „Aber ich will, daß ihr freiwillig von ihm abrückt. Wenn ich den Namen bis heute Mittag nicht erfahren habe, dann seid ihr alle zehn entlassen!“

Ein drohendes Murren entstand unter den Männern. Und als der Majoratserbe den Rücken wandte, streckten sie ihm geballte Fäuste nach und Carla spie in weitem Bogen aus:

„Verdammt deutscher Hund. Du sollst deine Reitpeitsche noch heute selber spüren.“

(Fortsetzung folgt)

